

Gottesliebe als Hingabe mit Haut und Haar

Konzert Ein Dreiklang in strahlendem E-Dur steht am Beginn des Orchestervorspiels; die Orgel jubiliert, das Fest scheint in den ersten Takten der Kantate «Ich geh und suche nach Verlangen» BWV 49 seinen Höhepunkt bereits erreicht zu haben. Hört man jedoch genauer hin, hat Bach das suchende Verlangen der Bass-Arie mit hineingenommen in die Sinfonia: Jörg Andreas Böttcher legt an der Orgel diese verschlungene Spur mit virtuoser Klarheit.

Der himmlischen Hochzeit, von der im Dialog des Kantatentexts die Rede ist, geht hörbare Sehnsucht voraus. Geradezu opernhafte treten Bass und Sopran, Jesus als Bräutigam und die gläubige Seele, im Rezitativ ins Gespräch. Dazu passt, dass die engelsschön singende Nuria Rial in den beiden Kantaten-Aufführungen des Trogner Bachzyklus unter der Leitung von Rudolf Lutz bis zum letzten Moment des Rezitativs in der ersten Reihe sitzen bleibt, dann aber Sebastian Noack punktgenau ins geschmeidig geführte Wort fällt: «Mein Jesus redt von mir; o Stimme, welche mich erfreut!» Diese Beglückung dürfte an diesem Abend auf Gegenseitigkeit beruhen.

Lustvolles Musizieren, erotische Theologie

Einleuchtend und mit innerer Zugkraft interpretierte das Orchester der Bach-Stiftung diese absichtsvoll komplizierte Musik. Die Streicher überliessen der Orgel den göttlichen Glanz; Oboe d'amore (Philipp Wagner) und Violoncello piccolo (Martin Zeller) umschmeichelten die beiden Gesangssolisten. So lustvoll und launig, wie Rudolf Lutz die Themen und harmonischen Entwicklungen schon in der Einführung vor dem Konzert kommentiert hatte, stürzte er sich abschliessend ins Vergnügen. Es brauchte kaum mehr als einen kleinen Wink, und die Tempi und Affekte stimmten. Besonders bei Sopranistin Nuria Rial entfalten sich Text und vokale Linien überaus natürlich, als sei ihr jeder Ton, sei jedes Wort ein Herzensanliegen.

Mit kritischem Verstand näherte sich die Theologin Karin Scheiber der Brautmystik, wie sie in dieser «Hochzeitskantate» der frommen Art zum Ausdruck kommt. Die Hingabe mit Haut und Haar sei hier zu erleben, Begehren und Berührtwerden. Dabei gehe es der erotischen Theologie nicht darum, die Religion in einer sexversessenen Zeit «durch die Hintertür salonfähig» zu machen. Sondern darum, in allen Spielarten menschlicher Liebe die Gottesliebe zu entdecken, auch in der erotischen. Eros, so Karin Scheiber, sei kein Gott. Doch auch kein Dämon.

Bettina Kugler

Himmelhoch jauchzend

Bühnenexperiment Theater ist selten fröhlich und poetisch zugleich – bei Micha Stuhlmann schon. Die Spieler in ihrem neuen Stück haben das Premierenpublikum in Frauenfeld lächeln und tanzen lassen.

Dieter Langhart
dieter.langhart@tagblatt.ch

Während andere die Beine über die Stuhlkante baumeln lassen, lässt die Performerin und Musikerin Micha Stuhlmann ihre Spieler die Beine himmelwärts baumeln. Genau so heisst ihr neues Projekt, das vierte nach «Wo ist Klara?», «Nur mit mir allein zum Glück» und «Im Dunkelwasser fischen». Am Sonntag war Premiere im Shed des Eisenwerks. Die Halle bot reichlich Raum für das Stück und für den Tanz mit dem Publikum.

So soll Theater sein: Das Besinnliche löst sich auf in der Fröhlichkeit; Menschen verbinden sich über eingebaute Grenzen hinweg; das unbeteiligte, unendliche Wasser fliesst auf der Leinwand weiter.

Grenzen verwischen, Geschichten tauchen auf

Vom Unterwegssein erzählt «Beine baumeln himmelwärts». Vom Unterwegssein im Leben, von der Suche nach sich selbst, von der Ungewissheit. Micha Stuhlmann nennt es ein Theaterexperiment, einen «Kunstentwurf zwischen Theater, Tanz und Film». Die Grenzen zwischen den Genres verwischen sich ebenso wie die Grenzen, die den Darstellern eigen sind: solchen ohne und solchen mit einer körperlichen oder psychischen Beeinträchtigung.

Kein Schein, nur Sein. Keine Erfindung von Geschichten, «die Darsteller tragen sie in sich», sagt



Premiere als Fest: Spieler und Zuschauer tanzen in den Abend nach «Beine baumeln himmelwärts».

Bild: Dieter Langhart

Micha Stuhlmann. Keine Kategorien wie Tanz, Theater, Film, Performance sind zu bemühen – sie fallen dahin. Niemand im Publikum schaut aus nach: Wer ist beeinträchtigt, wer nicht – wozu auch. Was wirklich ist und was inszeniert – irrelevant. Die Bühne ist Lebensort und Projektionsfläche zugleich. Und das Wasser ist das perfekte Symbol dafür. Micha Stuhlmann hat sich vom Narrenschiff in Fellinis «E la nave va» anregen lassen. Sie lässt eine neunköpfige Reisegesellschaft

sich einschiffen. Die ist unterwegs, mit Kurs oder ohne, mit Ziel oder ohne.

Wundersame Szenen und eine traumhafte Ebene

Der Kapitän, hochgewachsen, ganz in Weiss, überragt sie alle. Doch die rote Federboa oder das weisse Mieder werden ebenso stolz getragen (Kostümbild: Ellen Finus). Und der Musikant, der die Tuba bläst, und Marc Jenny an Bass und Soundmaschine: über-tönen sie wirklich alle ändern?

Wundersame Szenen sehen wir: Die Frau mit Augenbinden, die die Gesichter in der ersten Zuschauerreihe abtastet und sich auf einen freien Stuhl setzt. Das Lied «Ein Schiff wird kommen». Das Spaghettimahl, edel und ungehobelt zugleich, das zum Premierenessen überleitet und zum gemeinsamen Tanz. Hände werden gereicht, Lächeln getauscht. Wundersam auch die Projektionen auf drei Leinwänden. Raphael Zürcher zeigt die Spieler in Echtzeit, blendet zurück oder

zeigt Szenen, die ausserhalb des Stücks stehen, berührend und auch intim. Eine parallele, eine traumhafte Ebene entsteht, mit neuen Geschichten wie aus Komplementärfarben.

Nächste Vorstellungen:

- So, 26.11., 19 Uhr, Lokremise, St. Gallen
- Sa, 27.1., 19 Uhr, Altes Zeughaus, Herisau
- Sa, 24.2., 20 Uhr/So, 25.2., 18 Uhr, Spiegelhalle, Konstanz

Humor verband sie mit harter Arbeit

Nachruf Die 1962 in St. Gallen geborene Susanne Frank ist als Geigerin im Carmina Quartett auf allen grossen Bühnen der Welt aufgetreten. Nach langer Krankheit ist sie gestorben.

In ihrem Gedicht «Carnegie Hall Rush Seats» spricht Mary Karr davon, dass man stirbt. Karr sagt – mit der Stimme des Cellos – nicht, you die, sondern you're dying. Jeden Tag werde das Cello in den Arm genommen und zum Zittern gebracht. Unter Schmerzen, und entgegen den Einwürfen des Orchesters werde es dazu gebracht, die Schreie der Heiligen und Dämonen aus den Resonanzlöchern zu locken.

Es ist ein schönes, aber irgendwie unerbittliches Gedicht, das gleichzeitig Distanz und Betroffenheit angesichts des Todes zeigt. Es weiss, dass die «rush seats» die billigen Plätze sind, und dass Worte über den Tod nie authentisch sein können. Susanne Frank habe ich flüchtig in meiner Schulzeit an der Kantons-

schule am Burggraben kennen gelernt. Ich hatte davon gehört, dass sie Violine spielte wie keine andere St. Gallerin. 1976 gewann die damals 14-Jährige den ersten Preis des 1. Schweizerischen Jugendmusikwettbewerbs. Danach studierte sie am Zürcher Konservatorium, wo sie mit dem Solistendiplom abschloss. Eine Zeit intensiver Solotätigkeit brachte sie mit vielen musikalischen Partnern zusammen.

Sie spielte unzählige Konzerte und entdeckte die Freude an der Weitergabe ihres Wissens an junge Talente. Nicht nur im Technischen, in Phrasierung und Tongebung, auch in der ürtümlichen, unverkrampften Spielfreude vermittelte sie als Dozentin für Kammermusik an der ZHdK ihr persönliches Gut. Humor verband

sie problemlos mit harter Arbeit und Ausdauer, wobei es ihr um Genauigkeit ging: das richtige Tempo zu treffen, den richtigen Ton zu finden, das Werk zu durchleuchten mit den vielen Möglichkeiten, die Saiten zu streichen.



Susanne Frank (1962–2017).

Seit 1988 spielte Susanne Frank im Carmina Quartett. Ein Leben auf der internationalen Bühne, von dem so viele träumen und das nur wenigen gegeben ist.

Sie brachte den Tanz ins Stück

Ein Leben, das in die Musikzentren Europas, Amerikas, Australiens und Japans führte und wo sie im Quartett begeisterte Reaktionen, Kritiken und Preise erntete. Vielleicht hat sie mit Matthias Enderle, Wendy Champney und Stephan Goerner die ideale Verbindung von eigenem Ausdruck und Ensemble gefunden. Jedes Instrument ist ebenbürtig, hat seinen Platz und seine Funktion – wie eine Lebensform, wo man sein Bestes gibt und persönliche Empfindungen sich verbin-

den. Ich durfte dies 2004 in einem Projekt mit Werken von Mozart, Schubert und von mir erleben. Da gab es am Schluss des Klarinettenquintetts diese Pizzicato-Tonleiter in der zweiten Violine. Die Musik war schwierig, die Zeit der Aufnahmesession längst überzogen, alle waren müde und hungrig. Susanne Frank beharrte auf dieser Tonleiter. Sie wollte sie im richtigen Geist spielen und gab so dem Stück quasi beiläufig eine zusätzliche Note. Ich erinnere mich, wie sie mit dieser Tonleiter den Tanz ins Stück brachte – und dann lachte sie ihr helles Lachen. Ich empfand Susanne Frank als vornehme Frau, vor der ich grossen Respekt hatte.

Charles Uzor
ostschweizerkultur@tagblatt.ch

ANZEIGE



Der SCHARFE MAXX!
Weil er den Gaumen verführt.

www.derscharfemaxx.ch

CULINARIUM
regio • garantie

Schweiz. Natürlich.